Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum „Oberschlesischen Wanderer"

Nr. 151 — 106. Jahrgang

Mutterliebe

EIN BAUERNROMAN VON KURT FELSCHER.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit schonender Gewalt suchte sie den Bauern aufzurichten und faßte schon nach Franz, da schob der Vater ihre Hand fast unwirsch zur Seite und umschlang mit wiederkehrender Kraft den schmalen Jungenleib, hob ihn von dem Sofa empor, und schritt zur Tür.

„Robert, Tür auf!" herrschte er seinen Neffen an.

Der kannte den Tonfall und beeilte sich, den Wunsch, zu erfüllen, und entwischte selbst in den halbdunklen Flur.

Selma Klose sah dem davonschreitenden Bauern, der den Sohn wie ein leichtes Bündel auf seinen Armen trug, mit heimlichem Zorn nach. Sie war also Nebensache.

„Emma", wandte sie sich schweratmend an ihre Tochter, die erschöpft auf einen Stuhl gesunken war und das Regenwasser aus ihrem Haar drückte, „nu sag mal bloß um Gottes willen, wo hast du ihn denn gefunden?"

„Erst was essen", wehrte die Tochter ab, und griff mit verklammten Fingern nach den bereitstehenden Speisen.

Auch Traugott Rüger hatte sich an den Tisch gesetzt und aß, ohne aufgefordert zu sein. Noch nie hatte er so in den Räumen des Lindenhofes geweilt, aber die seltsamen Umstände entschuldigten wohl sein sonst vielleicht dreist erscheinendes Benehmen.

Selma Klose meisterte mit Mühe ihre Neugier.

Wie die Emma nur aussah! Bleich war sie wie der Tod, unter den Augen lagen tiefe blaue Schatten, das noch immer feuchte Haar klebte an den Schläfen, von den Schuhen gar nicht zu sprechen. Der Rock war bis zum Umschlagetuch hinauf mit Schmutz bespritzt. Wenn die sich nichts geholt hatte, war es ein Wunder.

Auch Traugott Rüger sah nicht zum Besten aus, wenn er auch als junger, kräftiger Mann nicht so mitgenommen war. Und dann hatte er sich ja auch erst vor fünf Stunden auf die Suche begeben.

Als Emma Klose noch eine Tasse Kaffee hinuntergegossen hatte, lehnte sie sich aufatmend zurück und streckte die Glieder wie ein Kind, das aus tiefem Schlaf erwacht.

Nun wird sie endlich erzählen, dachte die Mutter: aber sie täuschte sich, ihrer Tochter erste Frage galt dem Knaben.

„Mutter, hast die Wärmflasche auch besorgt und die Suppe?"

„Laß das jetzt, Emma, der Bauer wird sich schon selber kümmern, er hat meine Hilfe ja nicht gewollt, und die Ida ist ja in der Küche. Jetzt erzähl mal, wo du den Franz gefunden hast."

„Also", erzählte Emma, „wie ich mich auf den Weg machte, dachte ich bloß immer, ich müßt nach dem Zobten zu. Jedes Feld hab ich abgesucht, in jede Scheune geguckt — nischt war zu finden, rein nischt. Bis nach Großburg bin ich a so gekommen. Dorte gab ich's auf, denn weiter konnt ar nich gekommen sein. Die erschte Nacht war ich bei Zimpels ei Thomaskirch. Se hatten au schunt von dar Geschichte gehiert und warn siehr mitleidsvoll; se haben mir au fier meinen weiten Weg was zu essen mitgegeben. Am Morgen bin ich weitergegangen, da fing's au noch an zu regnen.

Bis Mittag kam ich nach Wäldchen. Dorte hab ich noch in der Umgegend gesucht, aber es goß su vom Himmel runder, daß ma durch und durch naß wurde. Um amal wieder troige zu wern, trat ich bei Mühmlers, weeßt schunt, dem Müller, ei Wäldchen unter. Die ließen mich nie furt, und da blieb ich über Nacht. Andern Morgen rante es weiter. Mit am Fleischer aus Wäldchen bin ich bis noa Gusten gefahren. Weiter litt mich's nie. Meine Hoffnung war eigentlich schunt vorbei. So viel Wege und Felder, so viel Püsche — wo sollt ma da noch suchen? Da bin ich halt von Gusten wieder uff Hennersdorf zu gegangen. Mir war schunt hundeelend, und das Wasser war wieder bis uffs Hamde durch. Bis Jakobine war ich gekommen, da wurd's a su finster und mir a su schwach, daß ich mich dorte im Walde an de Ohle satzte und duchte, ich würd eischlofen und nie mee erwachen."

Das Mädchen hielt erschöpft inne.

„Und da führte mich a gudes Geschicke grade denselben Weg", fiel Traugott Rüger der Erzählerin ins Wort, und seine Augen streiften Emma Kloses bleiches Gesicht mit einem leuchtenden Blick. „Wie ich so in dar Dunkelheit vorwärts tappte, hör ich jemand schniefen, als wenn einer schlafen tut. Ich knipf' meine Taschenlampe an und — ich denk, der Leibhaftige macht mer Mannla fier — dorte uff dar Wiese mitten eim Nassen liegt die Fräulein Emma. Ich hingesprungen und se munter gemacht, war eens. Uff alle Fälle hatt ich ane kleene Flasche Kurn mittegenommen, wenn ich suste au keenen trinken tu, aber in so einem Falle tut a Schluck Kurn gutte Dienste. Nee, die Freede, wie se de Oogen wieder uffmachte und mir verzählte das ganze Elend. Da saßen wer nu beed eim nassen Grase — aber gefunden hatten mer dan Ausreißer nie."

„Na, und wo war er nun eigentlich?" fragte Selma Klose, deren Spannung durch die wortreiche, etwas umständliche Erzählung der beiden noch immer nicht gelöst war.

„'s muß vom lieben Gott a su gewollt gewest sein", fuhr das Mädchen fort. „Wir gingen mitsamm an dam Steigel an dar Ohle entlang durch a Wald. Und wie wer hinger dar Försterei sind, hören wer was wie a Wimmern von ner kleenen Kitsche. Da leucht dar Rüger Traugott mit seiner Laterne. Nischt war zu sahn. Noch amal. Wieder nischt. Aber das Gefiepe hört nie uf. Da suchten wer unter den Püschen — und richtig, da liegt was. Wer sahn glei, daß es dar Franze war. Viel war nie aus'm rauszukriegen. Ar faselte bluß immer von am Semmeljungen mit 'ner Hucke voll Gold. Richtig war ar also davongelaufen, wie ich mer'sch schunt geducht hatte. Natürlich war ar durch und durch naß und dreckig."

„Wie hatte er bloß die drei Tage ohne Essen aushalten können?" verwunderte sich Selma Klose.

Traugott Rüger lachte. „Der hatte vorgesorgt, ar muß sich vom Bäcker urndtlich Semmeln mittegenommen haben, ar hatte noch zwei ganz zerweichte ei der Tasche. Aber es war heechste Zeit, daß wer ihn fanden; noch a paar Stunden, dann wär ar wull hingewest. Laufen kunnt ar nich mehr, da haben wer ihn halt so gutt es ging zusammen hergetragen. Dar Fräulein Emma is es sauer genung geworden — nich wahr?" Er blickte treuherzig zu dem jungen Mädchen hinüber, auf dessen Wangen ein flüchtiges Rot erglühte.

„Daß man ihn nicht eher dor tgefunden hat?" Selma Klose staunte immer noch.

„Ar muß sich wull ei dem Unterholz des Pusches gesteckt haben" suchte der junge Mann zu erklären. „Dann hat ar ebenst nich mehr rausgefunden."

„So eine Aufregung und um nichts und wieder nichts."

„Um nischt, Mutter?" fragte Emma Klose vorwurfsvoll. „Wenn wir nich noch zu guter Letzt dortehin gekommen wärn, da wär dar Franzel ei dam Wetter woll zu Tode erstarrt."

Die Frau wandte sich ab, stand auf und ging zur Tür. Es wurde ihr plötzlich so eng in der Brust, sie mußte Luft schöpfen. Beim Hinausgehen rief sie dem jungen Manne noch zu: „Gehn

Sie nur dann nach Hause. Der Bauer wird doch nich mehr runterkommen. Er muß sich ein andermal bei Ihnen bedanken."

Plötzlich saßen die beiden jungen Menschen allein in der von der bauchigen Hängelampe erleuchteten Stube. Draußen, beim gemeinsamen Wandern durch das nächtliche, regendurchschauerte Ohletal, hatten sie unbefangen von der gemeinsamen Sorge gesprochen und dann, ohne viele Worte zu machen, gehandelt. Jetzt lag es wie ein Bann über ihnen. Sie wagten nicht, einander ins Auge zu blicken und spielten verlegen an der Tischplatte.

Mit einem Male überkam den jungen Mann das Bewußtsein, daß ihn nicht eigentlich die Sorge um Franz auf die Suche geschickt hatte, sondern vor allem die Angst um Emma, ihr könne etwas zugestoßen sein. Es wollte sich kein Gesprächsstoff mehr finden. Da stand er so plötzlich auf, daß Emma zusammenschreckte.

„'s is Zeit, daß ich heimgieh", würgte er zwischen trockenen Lippen hervor. „Sehn Se ock zu, Fräulein Emma, daß Se nich krank wern."

„Nee, nee, es werd mer schunt nischt tun", sagte das Mädchen und lachte vor sich hin.

Sie gingen zusammen bis zur Tür, und war es ein Zufall oder fügte es die Macht, die Menschenherzen nun einmal zusammenführt, sie griffen zugleich nach der Klinke, so daß Traugott Rügers klobige Jungmännerhand auf Emmas zartere zu liegen kam.

Da lachten sie auf, und es durchrieselte sie wie ein elektrischer Strom. Auf einmal fanden sich ihre Blicke, und als Traugott Rüger das schelmische Leuchten in des Mädels Augen sah, wurde er mutig, beugte sich zu den frischen Lippen hinab und küßte sie. Aber da schien ihm der Mut auch schon wieder zu entschwinden; denn im nächsten Augenblick fuhren sie auseinander, und Traugott Rüger stob wie ein ertappter Sünder zur Tür hinaus — und sah die Gestalt nicht, die unter dem Hauseingang im Dunkeln stand und in die Nacht starrte.

Auch Selma Klose bemerkte den Davonstürmenden kaum. Vor ihrem inneren Blick lag die gleiche Dunkelheit wie die, die der wolkenverhangene Herbsthimmel über das schlafende Dorf spannte.

Nach all dem Hin und Her, dem ruhelosen Hasten der letzten Tage schien es wie bleierne Müdigkeit über den Lindenhof gekommen zu sein. Das Gesindehaus lag jetzt finster und still da, aus den Ställen drang kaum ein Geräusch, als wüßte selbst das Vieh, daß es den Erschöpfungsschlaf des wiedergefundenen Jungen nicht stören dürfe.

Selma Klose stand noch immer vor der Haustür. Ihr Herz war nicht zur Ruhe gekommen, klopfte stürmischer denn je. Nun war er zurück, der Erbe des Lindenhofes!

Hatte sie nicht schon ganz sicher mit seinem Tode gerechnet? Siedend heiß stieg es in ihr auf. Wie leicht wäre es dann gewesen, den Bauern immer fester an sie zu ketten, ihm durch Betulichkeit und frauliche Schmeichelei, wofür er nach ihrer Ueberzeugung trotz aller Sprödigkeit seines Wesens etwas übrig hatte, ihren Robert zum Erben des Bauerngutes auszuersehen. Und nun war alles wieder in weite Ferne gerückt.

Ja, was sie heute erlebt hatte, sagte ihr, daß Robert wohl nie in Frage kommen würde, solange Franz lebte.

Solange Franz lebte! Und manchmal wurden gerade solch unglückliche Geschöpfe alt. Doch er würde ja sterben. Solche Anstrengungen, wie sie der Knabe hinter sich hatte, noch dazu bei dem nassen, kalten Wetter, die konnte sein zarter Körper nicht aushalten.

„Gutten Abend, Frrau Klose!"

Die Frau schreckte zusammen, als sei sie bei unrechtem Tun ertappt worden. Wie aus der Nacht hervorgezaubert, stand Makarius Podemsky vor ihr. Sie konnte in der Dunkelheit kaum seine Umrisse erkennen. Nur den roten Lichtpunkt der brennenden Zigarette sah sie glosten, und wenn er an ihr zog, fraß sich der Brand in dem scharfriechenden Kraut weiter und warf einen matten Lichtschein über die Züge des Polen.

„Frrau Klose, Sie haben sich wohl serr gefreut über Franz, daß wieder da is."

„Natürlich."

„Glaub ich Ihnen, Frrau Klose, habben ja den Franz auch serr lieb."

Die Frau gab keine Antwort.

Was wollte der Mann von ihr? Aus dem Tonfall seiner Worte hörte sie ja so deutlich den Hohn heraus. Am liebsten wäre sie ins Haus zurückgetreten und hätte den Menschen einfach stehenlassen, aber die Füße waren wie angewachsen.

„Frrau Klose", die Stimme des Markarius klang verhalten, „der Franz darf doch nicht den scheenen Hof erben, muß mal der Robert kriegen."

„Das geht Sie gar nichts an, Podemsky, derlei Reden verbitt ich mir ein für allemal."

„Ich meins abber gutt mit dem Robbert."

„Das bezweifle ich sehr."

„Aber Frrau Klose", verteidigte sich der geschmeidige Mann, „der Robbert is jetzt noch dumm, serr dumm; da müssen wir ihm helfen."

„W i r ?" Es klang sehr gedehnt.

„Meinetwegen Sie alleine. Der Franz muß in so eine — na, wie soll ich saggen, fallt mir rechtes Wort nicht ein, in so Haus, wo man kranke Kinder zeitlebbens hineinsteckt."

„Darauf geht der Bauer nie ein."

„Wird schon müssen. Von der Fahrt, wenn überhaupt, kommt er nich mit heilem Kopp weg; wird noch dämlicher sein als vorher."

„Podemsky, darein mische ich mich nicht. Das muß der Bauer mit sich allein ausmachen. Er würde auch auf mich gar nicht hören."

„Sind doch Braut seiniges."

Selma Klose war froh, daß der freche Mensch in der Dunkelheit nicht sehen konnte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß. Sie wußte selbst nicht, ob aus Scham oder Zorn.

„Woher wissen Sie denn . . .", stieß sie entrüstet hervor.

„Nu, habb ich doch Augen in Kopp. Vor drei Taggen . . ."

„Podemsky, noch einmal: ich verbitt mir solche Reden. Was Sie sich da zusammenreimen, geht mich nichts an. Wir haben jetzt an anderes zu denken, als an so was. Der Bauer ist ja ganz kaputt von seinem Kummer. Wehe Ihnen, wenn ich was von so nem Geklatsch noch einmal höre. Da können Sie Ihre Siebensachen packen. Dafür werde ich beim Bauern sorgen; ausspionieren lassen wir uns nicht."

Mit hartem Griff drückte sie die schwere Klinke der Haustür herunter und verschwand im Flur.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen mit dem Schleier

Von Wilhelmine Baltinester.

Jan traf das Mädchen immer wieder, wenn er morgens ins Büro ging oder abends aus dem Büro kam. Klein, zart und geschmeidig ging sie vor ihm her, den Kopf etwas gesenkt und einen weißen Schleier eng um den kleinen Hut geknüpft. Immer verschleiert. Zuerst fiel sie ihm nicht auf. Dann war es ihr hübscher Gang, in den er sich verschaute. Bald ging er vor, überholte sie, sah ihr ins Gesicht. Sehr regelmäßige Züge hinter dem dichten weißen Gespinst und große, schwere, unendlich traurige Mandelaugen. Wie sie wohl ist? Wie sie spricht? Wie sie empfindet?, mußte er oft denken. Und er beobachtete, daß sie den Kopf hob, wenn rote Abendwolken über den Himmel zogen, der die baumbepflanzte Villenstraße überwölbte. Er bemerkte, daß sie sekundenlang im Gehen innehielt und den süßen Duft einsog, der aus den blumigen Gärten kam. Er fühlte, daß dieses Mädchen ähnlich empfand wie er, und darum begann er sie zu lieben. Ihre Erscheinung wurde ihm lieb und vertraut auf seinen Morgen- und Abendwegen.

Einmal klang aus einem offenen Villenfenster Musik — Klavier und Geige —, mit Herz und Verstand gespielt. Das Mädchen blieb stehen. Ein paar Schritte hinter ihr blieb auch Jan stehen und lauschte. Es war schon dämmrig, die Luft ganz weich; eine wunderbar blaue Stunde zwischen Abend und Nacht. Die Melodie zerrann in einem sanften Tone. Es wurde still. Jan trat vor und zu dem Mädchen hin. Es schrak ein wenig zusammen. Er sagte ein paar Worte; nie hat er sich später daran erinnert, was er sagte und wie er die Worte fand. Aber er hatte gefühlt, daß sie unter dem weißen Schleier sehr traurig lächelte und daß sie ihm nur zögernd erlaubte, neben ihr zu gehen. Ihre Stimme schien mit Wohllaut durchtränkt.

Am zweiten Abend brachte er ihr Blumen. Sie nahm sie zögernd und schien etwas sagen zu wollen, verschwieg es aber wieder. Sie empfing die kleine, zärtliche Aufmerksamkeit wie etwas, das einem nicht zukommt. Und am Ende dieses Abends, den die beiden auf der Straße verbrachten, immer hin und her gehend und im ernsten Gespräche, blieb sie mit einem Ruck stehen und sagte hart: „Gehen Sie nicht weiter mit mir! Sie halten mich für schön, ich weiß es. Ich bin häßlich! Sie werden erschrecken, wenn Sie mein Gesicht sehen!"

Er hielt es für Spaß und wollte lachen; doch ihr Ernst war so furchtbar, daß sein Gesicht sich schnell wieder zusammenzog. Seine Verzweiflung lehnte sich gegen dieses Mißgeschick auf. Wenn auch? Wenn sie auch noch so häßlich war! Sie gehörte zu ihm, sie hatte Herz, sie war die Frau, die er suchte!

Sie trat unter eine Laterne und riß sich den Schleier vom Gesicht. Brandwunden liefen darüber hin, grausam entstellend, über seine zarten Züge, die von rührender Lieblichkeit gewesen sein mußten, ehe das Unglück sie mit dem heißen Schwert gezeichnet hatte. „So bin ich!" schrie sie mit dem Mut der Verzweiflung.

Jan fühlte, wie es ihn von ihr wegriß; aber er bezwang sich und streckte die Arme nach ihr aus. „Trotzdem! Für mich sind Sie schön!"

Sie trat zurück. Sie wußte mehr als er, sie wußte: Er will sich jetzt überwinden, weil er meine Seele liebt, und nicht nur das, was irdisch ist an mir. Aber man ist nur Mensch. Bald wird er das Häßliche an mir nicht mehr übersehen können.

„Sie weisen mich zurück?" fragte er ernst und betroffen.

„Ich weise nur Ihr unmögliches Opfer zurück!" sagte sie langsam. „Glauben Sie mir, Sie werden mich nicht lieben können! Jetzt sagen Sie nein! Später werden Sie einsehen, daß ich recht hatte! Die Unglücklichen wissen besser Bescheid als die Glücklichen; denn sie haben in ihrer Einsamkeit viel Zeit, zu denken."

Er wollte nicht nachgeben und klammerte sich an Erinnerungen und an Erfahrungen anderer: „Ich kenne eine Frau, die einen Mann liebt, der von Brandwunden übersät ist, und ich kenne eine . . ."

Sie schüttelte den Kopf und trat in den Schatten zurück. „Eine Frau verwindet es leichter, daß ein Mann häßlich ist, mein lieber Freund! Der Mann aber sucht zumeist Schönheit. Sagen Sie nichts dagegen. Mein Bräutigam verschwand, als er mich nach dem Unglücksfalle sah. Es ist nicht die Seele allein, die ein Mann am Weibe liebt!"

Ihre Worte, ganz dunkel von Traurigkeit, waren in ihrer einfachen Wahrheit so schmerzhaft überzeugend, daß Jan eine dumpfe Bestätigung ihrer Richtigkeit in ihrem Herzen fühlte. Sie streckte ihm abschiednehmend die Hand hin und ging dann ins Dunkel weiter, ihm bedeutend, er möge ihr nicht folgen.

An keinem Morgen und an keinem Abend hat Jan das Mädchen wiedergesehen. Es war fortgeweht aus seinem Wege und aus seinem Leben. — Jan hat das Mädchen mit dem Schleier bald vergessen und eine andere genommen, die schön war, wenn ihr Herz auch härter war und ihre Seele ärmer als die der Entstellten. Das Mädchen mit dem Schleier hatte alles kommen sehen, wie es kommen mußte, und hatte recht gehabt mit den traurigen Worten: „Die Unglücklichen wissen besser Bescheid als die Glücklichen . . ."

★ ★ ★ Vermischtes ★ ★ ★

** **Der Hirsch, der übers Meer schwamm.** Wenn der Prinz von Wales im August zu kurzem Ferienaufenthalt in dem französischen Seebad Touquet eintrifft, wird ihm ein recht eigenartiges Geschenk in Gestalt eines präparierten Hirschkopfes feierlich überreicht werden. Das Geschenk erinnert an die ungewöhnliche Geschichte des Hirsches „Ostert", die im Jahr 1924 durch die französische und englische Presse ging. Das Tier, das von der Meute der Tenteaden-Jagdgesellschaft in der englischen Grafschaft Kent hart verfolgt wurde, warf sich in der Verzweiflung ins Meer und schwamm, während Reiter und Hunde dem Flüchtling verblüfft nachsahen, entschlossen auf die See hinaus. Noch verblüffter war aber der Fischer einer französischen Schaluppe aus Dünkirchen, als er mitten im Kanal in kurzer Entfernung von seinem Schiffe ein gehörntes Seetier sichtete, wie er es noch nie gesehen hatte. Er ließ ein Boot ins Wasser und bestieg es, begleitet von seinen Leuten, mit allen zum Fischfang gehörigen Geräten. Nach vorsichtigem Manövrieren — man wußte nicht, ob es sich nicht am Ende um ein gefährliches Ungetüm handelte — war man nahe genug herangekommen, um zu erkennen, daß dieser gehörnte Fisch nichts andere war als ein völlig erschöpfter Hirsch. Er wurde an Bord genommen und nach Dünkirchen gebracht. Aber dort begannen die Schwierigkeiten. Die Stadtbehörde, die von dem Fall erfuhr, hielt sich für verpflichtet, den Kapitän darauf hinzuweisen, daß er sich hier einer empfindlichen Strafe aussetze, wenn er den Hirsch landete, weil es sich hier um die gesetzwidrige Beförderung eines anzeigepflichtigen Gutes handele. Man mußte also eine Eingabe an das Landwirtschaftsministerium machen. Von dort erging der Bescheid, daß der außerhalb Frankreichs gefangene Hirsch nicht zu klassifizieren sei und deshalb von Rechtswegen überhaupt nicht existiere. Man würde am besten tun, das Tier zu schlachten. Die Polizei in Etaples erfuhr von der Sache und machte den Fischer darauf aufmerksam, daß er, wenn er das Tier töte, wegen Jagdvergehens bestraft werden würde, weil er Wild nach Schluß der Jagd erlegt habe. Die Behörden von Etaples und Dünkirchen wandten sich jetzt an den britischen Konsul mit der Bitte, für die Rückbeförderung des Tieres zu sorgen. Darauf setzte sich der Konsul mit dem englischen General Pitt, dem Jagdherrn in Kent, in Verbindung, und es sah ganz so aus, als ob auf den armen Ostert bald aufs neue die Hetzmeute losgelassen würde. Es war ein Glück für ihn, daß sich neue Schwierigkeiten erhoben. Diesmal war es der britische Landwirtschaftsminister, der die Erlaubnis zur Rückbeförderung des Tieres nach England verweigerte, wenn es nicht mindestens sechs Monate lang in Quarantäne gehalten würde. Das Problem wurde schließlich durch einen Gastwirt in Toquet gelöst, der den Hirsch ankaufte, die verfügten Strafgelder bezahlte und das Tier in seinem Garten unterbrachte. Von diesem Augenblick an erfreute sich Ostert eines glücklichen Lebens, gehegt und gepflegt starb er, eine Ausnahme unter seinen Artgenossen, endlich an Altersschwäche. Der Restaurateur hat beschlossen, den Kopf des Hirsches präparieren zu lassen, und hat dem Prinzen von Wales, der als Gast von Toquet „Ostert" mit seiner Freundschaft beehrte, mitgeteilt, daß er sich gestatten würde, ihm den Kopf des Hirsches bei seiner nächsten Anwesenheit zum Geschenk zu machen.

** **Ehrensalven für einen Ziegenbock.** Viele englische Regimenter halten irgendein glückbringendes Tier, das bei den Mannschaften in hoher Achtung steht und liebevoll behandelt wird. Es ist wiederholt vorgekommen, daß einer Bulldogge oder einer Ziege die gleichen Ehren wie dem Obersten selbst erwiesen wurden. Bis vor wenigen Tagen besaß ein Regiment in Wales als Glücksbringer einen prächtigen Ziegenbock, den ihm der König selbst zum Geschenk gemacht hatte. Bei feierlichen Gelegenheiten wurde das Tier mit einem roten, goldgesäumten Umhang geschmückt. Es begleitete die Truppe auf jedem Marsch u. nahm an allen Manövern teil. Das Tier, das auf den Namen „Zaffy" hörte, ist vor kurzem verendet. Der Oberst erstattete dem König Meldung und erhielt die Zusicherung, das Regiment werde einen anderen Bock erhalten. Ueber dem Grab „Zaffys" feuerte eine Abteilung die üblichen Ehrensalven ab, und ein Offizier gedachte in kurzen Worten der Verdienste des heimgegangenen Glücksbringers.

** **Adlerfang mit Adlern.** In der Umgebung des Dolomitenmassivs von Zeno bei Brescia hatte ein Bauer nach lebensgefährlichem Aufstieg über die Felswand einen Adlerhorst entdeckt, in dem sich zwei noch nicht flügge gewordene Junge befanden, die er aus dem Nest herausnahm. Der Bauer dachte daran, die beiden jungen Adler als Lockmittel zum Fang der Alten zu benützen. Er band sie mit den Pfoten an einen Baum und wartete in gut gedecktem Hinterhalt. Zwei Tage wartete er vergebens. Am dritten Tag aber erschien um Mittag in der Höhe ein Adler von gewaltigen Ausmaßen, der, nachdem er langsam einige Minuten über dem Baum gekreist hatte, zu den Kleinen herabstieß. Er war so erfreut, die Kinder wiederzusehen, daß er in seiner Aufregung ein großes Huhn, das er offenbar kurz vorher erbeutet hatte, fallen ließ. Der Bauer ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, er sprang mit einem Satz aus seinem Versteck heraus und hatte auch das Glück, den Adler zu fangen. Es war ein Männchen mit einer Flügelspanne von 2,20 m. Aber damit gibt sich der glückliche Jäger noch nicht zufrieden. Er will die kleinen Adler aufziehen und als Lockmittel benutzen, um auch die Mutter in seinen Besitz zu bringen.

** **Moritz von Schwind,** der phantasiereiche Meister der „Sieben Raben" und der „Schönen Melusine", wurde von einem vornehmen Münchener Dilettanten gebeten, er möge ihn doch auf einige Tage oder Wochen in seine Schule nehmen, und ihn namentlich in seiner meisterhaften Kunst der Bleistiftskizze unterweisen, ihm zeigen, wie er das mache. „Ei, Herr Baron", meinte der Maler darauf in seiner kaustischen Weise, „das kann ich Ihnen auf der Stelle in einigen Minuten sagen. Mein Papier kaufe ich — wollen Sie es sich gefälligst aufschreiben — bei Bullinger in der Residenzstraße; meine Bleistifte — A. W. Faber — beziehe ich von Andreas Kant in der Kaufingerstraße; von derselben Firma habe ich auch dieses Gummi, brauche es aber wenig; desto öfter benutze ich dieses Federmesser, um die Bleistifte zu spitzen, es ist von Tresch in der Dienersgasse. Habe ich nun alle diese Dinge auf dem Tische liegen und dazu einige Gedanken im Kopfe — dann setze ich mich hin und fange an zu zeichnen. Und jetzt wissen Sie alles, was ich Ihnen sagen kann."

** **Violinen aus Aluminium.** Seit Jahren beschäftigte man sich im Geigenbau mit der Herstellung von Violinen aus Aluminium, das wegen seiner Leichtigkeit und der leichten Bearbeitung für diesen Zweck besonders geeignet schien. Aber die Ergebnisse, die die Verwirklichung dieses Gedankens zeitigte, waren nur recht bescheiden. Jetzt hat die italienische nationale Vereinigung zur wissenschaftlichen Förderung des Handwerks den Gedanken wieder aufgenommen und mit neuen Methoden Instrumente aus Alumium hergestellt, die auch hinsichtlich der musikalischen Technik verblüffend gute Ergebnisse gezeitigt haben sollen. Die wichtigsten Teile der Violine werden zunächst zu dünnen Blättern einer besonderen Alumiumlegierung gepreßt und dann vermittels des Lötkolbens zusammengefügt. Der Steg, das Griffbrett und andere Nebenteile sind aus dem gewohnten Holzmaterial hergestellt. Nach Fertigstellung werden diese Aluminiumviolinen mit einer Schicht besonderen Lacks überzogen.

** **Gastfreundschaft auf Zeit.** Die Pariser Kaffeehausbesitzer haben den Gästen den Krieg erklärt, die eine Tasse Kaffee zu 50 Centimes bestellen und aus dieser Bestellung das Recht herleiten, stundenlang herumzusitzen und Leben und Treiben auf den Boulevards von ihrem Stuhl aus zu beobachten. Der Nationalverband der Cafés, Bars und Restaurants beschwert sich darüber, daß die Neigung der Pariser, den Aufenthalt in Schankstätten in die Länge zu ziehen, zum Unfug ausgeartet ist, der die Einnahmen in bedrohlicher Weise zusammenschrumpfen läßt. Um diesen allzu seßhaften Gästen das Handwerk zu legen, schlägt man eine Befristung der Aufenthaltszeit vor. Danach soll dem Gast bei Aufgabe der Bestellung eine Zeitkarte eingehändigt werden, auf der die nach dem Preis der bestellten Getränke bemessene Aufenthaltsfrist verzeichnet wird. Die vorgeschlagene Staffelung sieht folgende Fristen vor: gewöhnlicher Wein und Bier 15 Minuten, Kaffee 20 Minuten, Kaffee mit Brandy oder Rum oder Aperitif je 30 Minuten, Kaffee mit Likör 35 Minuten und Likör allein 30 Minuten. Wenn der Gast aber Sekt bestellt, kann er seinen Aufenthalt im Lokal nach Gutdünken verlängern. Der Kellner versieht die Zeitkarte mit einem entsprechenden Kontrollvermerk und fordert den Gast nach Ablauf der ihm gewährten Frist zur Bestellung eines weiteren Getränks oder zum Verlassen des Lokals auf.

** **Die Interpunktion für das Lachen.** Die literarischen Kreise von Madrid beschäftigen sich mit der Propaganda, die einige futuristische Schriftsteller eingeleitet haben. Es soll ein funkelnagelneues Interpunktionszeichen eingeführt werden, das, wenn die Akademie der Einführung zustimmt, der Sprache des Cervantes ein absonderliches Merkmal aufdrücken würde. Die spanische Orthographie fordert bei Sätzen, die ein Frage- oder Ausrufungszeichen verlangen, daß das betreffende Interpunktionszeichen nicht nur am Ende des

Satzes erscheint, sondern in umgekehrter Gestalt, auch dem Satze vorangestellt wird. Man will damit dem Vorleser die Möglichkeit geben, die Stimme rechtzeitig auf die von dem Ausdruck geforderte Intonation einzustellen. Nun haben einige auf Neuerungen erpichte Schriftsteller ein neues Zeichen und zwar das des Lachens ausgedacht. Bestimmte Phrasen, die die Erzählung mit Ausdrücken wie „er konnte ein dämonisches Lachen nicht unterdrücken" oder „er brach in helles Gelächter aus" unterbrechen, sollen danach durch ein die Heiterkeit kennzeichnendes Schriftzeichen in verschiedenen Abstufungen ersetzt werden.Es würde sich dabei um einen umgekehrten Halbkreis von größeren oder kleineren Ausmaßen handeln, je nach dem Grade des Lachens, das man illustrieren will. Es steht jetzt bei den Mitgliedern der Madrider Akademie zu entscheiden, ob sie wirklich in ihrem ersten Wörterbuch dieser Schöpfung futuristischer Rechtschreibung Aufnahme gewähren wollen.

** **Der ewige Pfennig.** Die ersten Markgrafen von Brandenburg ließen alljährlich neue Pfennige prägen. Zwischen St. Jakobstag, 25. Juli, und Mariä Himmelfahrt, 25. August, mußten die alten Pfennige gegen neue umgetauscht werden, wobei man für 16 alte nur 12 neue erhielt. Es gingen somit 25 % verloren. Da traten 1369 die Städte Berlin-Cölln a. d. Spree, Frankfurt a. O., Spandau, Eberswalde, Landsberg, Straußenberg, Müncheberg, Crossen, Fürstenwalde, Mittenwalde, Wriezen und Freienwalde zusammen und erkauften gegen 6500 Mark lötigen Silbers vom Landesherrn das Recht des ewigen Pfennigs, d. h. das Recht, die Pfennige nicht tauschen zu müssen. Die Vertragsurkunde ist vom 24. Juni 1369 datiert. Damit erhielt Berlin-Cölln zugleich das Münzrecht. Die ersten Pfennige der Stadt bringen auf den Avers den Berliner Bären, auf dem Revers einen Gewappneten zur Ansicht.

** **Gewitter und Milch.** Wohl jede Hausfrau weiß, daß an Tagen, an denen Gewitter am Himmel stehen, die Milch besonders leicht sauer wird, und darauf beruht denn auch der allgemein verbreitete Glaube, daß durch die Gewitterluft die Haltbarkeit der Milch beeinträchtigt werde. Nach den neuesten vom landwirtschaftlichen Departement der Vereinigten Staaten vorgenommenen Untersuchungen ist dies jedoch nicht der Fall. Nicht das Gewitter an sich oder etwa durch die Gewitterelektrizität bedingte Veränderungen der Luft sind schuld am Sauerwerden der Milch, sondern vielmehr das fast jedem Gewitter vorangehende ungewöhnlich große Luftwärme, durch die die Entwicklung der die Milchsäuerung bewirkenden Bakterien besonders begünstigt wird.

** **Das Telephongespräch auf der Schallplatte.** Dem Telephongespräch fehlt jeder dokumentarische Wert; ein Anruf kann daher nie als Beweismittel vor Gericht verwandt werden. Um dem Bedürfnis weitester Kreise nach einem Gerät, das Telephongespräche festhält, entgegenzukommen, hat ein bekannter Berliner Ingenieur, wie Heinz Dillge in der „Umschau" mitteilt, ein ganz kleines Gerät erfunden. Der „Teleskriptor" wird wie ein Kopfhörer aufgesetzt und nimmt das ganze Gespräch, Rede und Gegenrede, auf. Man legt den Teleskriptor mittels eines Bügels über den Kopf und hält den Telephonhörer statt an das Ohr an die Muschel des Geräts. So kann man unbehindert telephonieren, und gleichzeitig nimmt der kleine Apparat das Gespräch auf; die Zuleitungsschnur führt über eine kleine Taschenlampenbatterie zu den Grammophonbuchsen eines Radioapparates. Hier wird das Gespräch hoch verstärkt, und statt des Lautsprechers wird an den Rundfunkempfänger eins der bekannten Plattenselbstaufnahmegeräte angeschlossen, das nun das Gespräch auf eine kleine Schallplatte aufzeichnet. Diese Platte ist unzerbrechlich und kann auf jedem Grammophon wiedergegeben werden. Außerdem ist auch den Bedingungen der Reichspost genügt, die jeden Anschluß von Apparaten an ihr Telephonnetz verbietet; dieses Gerät steht ja in keinerlei Verbindung mit dem Telephonapparat. In der Annahme, daß fast jeder über ein Rundfunkgerät und ein Grammophon verfügt, ist dieser kleine Apparat entwickelt worden, so daß man nur noch einen Schallplattenschreiber und den Teleskriptor benötigt, um Telephongespräche auf Platten aufnehmen zu können.

** **Katzen, die Ratten fangen sollen.** Bekanntlich sind keineswegs alle Katzen gute oder auch nur willige Rattenfänger; es gibt genug Katzen, die den Ratten überhaupt aus dem Wege gehen. Nun ist es aber, namentlich auf Schiffen, notwendig, daß die Katzen der Rattenvertilgung obliegen, und aus diesem Grunde sind gegenwärtig Bestrebungen im Gange, aus Katzenfamilien, die sich als gute Rattenfänger erwiesen haben, Nachkommen herauszuzüchten, auf die sich diese Eigenschaft vererbte, und durch dauernde Weiterzüchtung aus diesen Katzenfamilien förmliche Rekord-Rattenfängerkatzen hervorgehen zu lassen.

** **Zweitausendjähriges Gewebe.** Ein ungewöhnlich seltenes Stück hat dieser Tage die Staatliche Sammlung römischer Antiquitäten bereichert, die im Antiquarium des Botanischen Gartens von Rom untergebracht sind. Es handelt sich um ein Gewebe aus der römischen Kaiserzeit, das genau die Form und die Größe unserer Handtücher hat und, wie diese, an beiden Kanten in Fransen ausläuft. Der feingewebte Stoff wurde in einer Aschenurne aufgefunden, wo er zur Umhüllung der Reste des Toten diente. Die Urne war nicht nur hermetisch abgeschlossen, sondern war auch, was man nur selten beobachtet hat, mit einem kampferähnlichen Balsam angefüllt, der aller Vermutung nach dazu beigetragen hat, das Gewebe in tadellosem Zustand zu erhalten. Da sich die ganze Anordnung im übrigen nicht von der anderer Urnen unterschied, so erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß die Asche nach der Einäscherung in Stoffe wie das aufgefundene Gewebe eingehüllt wurde, wenn man überhaupt eine Hülle benutzte. Der Stoff bildet ein fast einzigartiges Kleinod und ist in jedem Fall schon wegen seiner Ausmaße und der ans Wunderbare grenzenden Erhaltung des Gewebes eins der bedeutungsvollsten Muster der Kunst der Weberei im kaiserlichen Rom.

** **Bei der Arbeit gefilmte Taucher.** Soeben wird ein Film gedreht, der dem Beschauer ein anschauliches Bild von der Arbeit des italienischen Hebeschiffes „Artiglio" vor Augen führen wird. Die „Artiglio" bemüht sich zurzeit, die Goldbarren aus dem an der Küste der Bretagne auf dem Meeresgrunde liegenden Wrack der „Egypt" ans Tageslicht zu befördern. Die Taucher wurden in Stahlkästen hinabgelassen. Auch der Kameramann wird in einem dieser Tauchzylinder in die Tiefe gehen, um in der größten Tiefe, die je von Tauchern erreicht wurde, zu arbeiten. Der Zylinder wird mit mächtigen Lampen ausgerüstet und man hofft vermittels besonderer Linsen Photographien des Wracks und der unterseeischen Arbeit der Taucher in einer Entfernung von weniger als sechs Metern aufzunehmen.

** **Die Landstreicherinnen der Insektenwelt.** Auf den Kuchen oder die süße Frucht, die vor uns stehen, setzt sich eine Biene. Sie sieht aber eigenartig aus, verschieden von unseren guten Bekannten, den Honigbienen. In der Gestalt ist sie ihnen gleich, aber sie trägt fast gar kein Haarkleid und sieht schwarz aus. Früher glaubte man an eine besondere Bienenart, bis nähere Beobachtung lehrte, daß diese schwarze eine echte, aber moralisch minderwertige Honigbiene ist. Sie will nicht arbeiten, sondern vom fremden Honig naschen. Darum dringt sie in fremde Stöcke ein, um dort ihre Raubgelüste zu befriedigen. Natürlich wird die Diebin oft ertappt und an die Luft gesetzt. Selbst den Honig, mit dem sie sich beim Stehlen besudelt hat, lassen die anderen ihr nicht, sondern lecken ihn ab. Infolge dieser Behandlung verliert die Biene ihr schmuckes Haarkleid, und an den nackt gewordenen Stellen tritt die dunkle Haut, das schwarze Chitin, zutage. So sieht die Biene schon äußerlich wie eine Landstreicherin aus. Freilich gibt es recht schlaue Raubbienen, die sich nicht erwischen lassen. Erfahrene Imker wissen das, die Näscher werden so dreist, daß sie die ankommenden Trachtbienen anfallen. Im Wahn, daß sie an einen fremden Stock angeflogen seien, reichen ihnen diese den Rüssel und lassen sich so den Honig gewissermaßen aus dem „Mund" stehlen.

★ ★ ★ Humoristisches ★ ★ ★

Der Konsument.

Lehrer: „Wie heißt man im kaufmännischen Leben denjenigen, der eine Ware liefert?"
Schüler: „Lieferant."
Lehrer: „Richtig, und was ist derjenige, der sie empfängt?"
Schüler: „Der Gelieferte."

*

Achso!

Die Mutter erschrak.
„Reinhard, Reinhard," rief sie, so laut sie konnte, „weshalb schreit denn Fredi so?"
„Ach wegen nichts," antwortete Reinhard, „ich zeige ihm nur, wie er seinen Apfel essen muß."

*

Aberglaube.

A. (zu einem Kameraden): „Deine Stiefel knarren sehr arg. Das bedeutet, daß du sie nicht bezahlt hast."
B.: „So'n Aberglaube! Da müßt ich ja am ganzen Leibe knarren." (Argonaut.)

*

Unverkäuflich.

Händler (zum Kunden): „Sehen Sie sich bitte mein Lager an. Sie werden gewiß etwas finden, was Ihnen gefällt."
„Da finde ich nur eins."
„Und das wäre?"
„Ihr hübsches Bürofräulein." (Ideas.)

*

Wo ist die Quelle?

Arzt (zum Patienten): „Jetzt erlaube ich Ihnen täglich ein Glas stark mit Wasser verdünnten Wein."
„In welcher Weinhandlung bekäme ich den wohl am besten?" (London Opinion.)

*

Boshaft.

„Wie doch so ein Gewitter reinigend wirkt, nicht wahr?"
„Nanu? Sind Sie denn so sehr naß geworden?"

*

Dame (zum neuen, sehr hübschen Kindermädchen): „Noch eins: Ihre Vorgängerin erlaubte einem Polizisten, mein Baby zu küssen. Das dürfen Sie auf keinen Fall dulden." — „O Madame, wenn ich dabei bin, wird es keinem Polizisten einfallen, das Baby zu küssen." — — (Answers.)